Zeitschrift: Rote Revue : sozialistische Monatsschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 26 (1947)
Heft: 2

Artikel: Bemerkungen zu einem Theaterstück
Autor: Hunziker, Gertrud
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-335683

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

GERTRUD HUNZIKER

Bemerkungen zu einem Theaterstück

«Des Teufels General» überschreibt Carl Zuckmayer das Drama, dessen Handlung sich im Spätjahr 1941 in Berlin zuträgt. Der Autor nennt damit bereits im Titel die beiden Träger, die Hauptfiguren seines Stückes. Mit dem Namen des Teufels wird die Macht bezeichnet, die 1941 in Berlin regiert. Der General ist ein Flieger, der dieser Macht dient, obwohl er sie erkannt hat und weiß, daß sie der Teufel ist.

Welche Züge prägen diesen General? Wie ist er, wie sind seine Mit- und Gegenspieler beschaffen?

Der General ist ein liebenswürdiger, freimütiger und kluger Mann. Vom Nationalsozialismus und seinen Vertretern hält er nichts. Er durchschaut die regierenden Leute, ihre Verlogenheit widert ihn an, und er äußert seine diesbezüglichen Gedanken und Gefühle mit erstaunlicher Offenheit und mit einer Unerschrockenheit, die den naiven Zuhörer von Anfang an für ihn einnehmen muß. Der General ist auch kein Antisemit. Mit Vorliebe flicht er berlinisch-jüdische Ausdrücke in seine Rede ein, er achtet Juden wie andere Menschen und hat mehreren bedrohten jüdischen Bekannten unter Gefährdung der eigenen Person zur Flucht aus Deutschland verholfen.

Trotzdem dient dieser Mann der nationalsozialistischen Regierung als Fliegergeneral. Was veranlaßt ihn dazu? «. . . ich hab nun mal einen Narren dran gefressen — an der Fliegerei . . .», «Luftkrieg ohne mich — nee, das könnt ich nicht aushalten». «Nirgends in der Welt hätte man mir diese Möglichkeiten gegeben — diese unbegrenzten Mittel — diese Macht.» «Und wenn ein alter Wolf mal wieder Blut geleckt hat, dann rennt er mit 'm Rudel, auf Deubel komm raus — ob einem nun die Betriebsleitung paßt oder nicht.»

Der General verschließt sich der Erkenntnis nicht: «Wer mit dem Schwein aus einem Trog frißt, ist selbst ein Schwein.» Und: «Das Gemeine zulassen ist schlimmer als es tun.» Was ist die Folge dieser Einsicht für ihn? Wehrt er sich gegen die Macht des Bösen? Sucht er sich aus dem Dienst des Teufels zu befreien? Nein. In einem Flugzeug, das — wie er weiß — durch Sabotage defekt gemacht worden ist, sucht und findet der General den Tod.

Dieser Weg nun scheint uns allzu bequem. Der Tod, den der General wählt, weil er keinen andern Ausweg mehr sieht, ist nicht jener «eigne Tod», ist nicht «die Frucht, um die sich alles dreht» (Rilke). Der Tod des Generals

ist unreif und voller Ungeduld; falsches Pathos ist in ihm, und er bringt keine Lösung und keine Antwort mit sich.

Als Gegenspieler des Generals tritt der Teufel in der Gestalt eines kleinen, bösen, ressentimentgeladenen SS-Kulturleiters auf. Der General und der Parteimann sind durch eine ursprüngliche, unüberwindbare Feindschaft von einander getrennt; da der General heiter, witzig und jovial ist, der SS-Mann aber neidisch und heimtückisch, wird es dem Publikum leicht gemacht, seine Sympathien und Antipathien zu verteilen.

In dem auf Leben und Tod geführten Kampf zwischen dem Vertreter der Partei und dem Vertreter der Luftwaffe — das ist: der Armee — klingt eine jener Entschuldigungen an und wird uns auf der Bühne, nur leicht verschleiert, vorgespielt, die man in den vergangenen Jahren oft gehört hat: Nur die Partei sei machtgierig und böse, sie allein trage die Schuld — die Armee dagegen wolle das Rechte und könne für die Untaten der Partei nicht verantwortlich gemacht werden.

Diese Darstellung aber halten wir für sehr bedenklich. Sie vereinfacht und entstellt das historische Geschehen in unzulässiger Weise.

Neben dem General und in Verbindung mit ihm sehen wir eine Reihe von Gestalten, wie sie uns in Deutschland und anderswo begegnet sind und auch heute noch begegnen können.

Da ist der Präsident des Beschaffungsamtes für Rohmetalle, «ein gut aussehender Fünfziger mit grauen Schläfen, Repräsentant der alten standesherrlichen Schwerindustrie. Der junkerlich-konservative Einschlag ist durch süddeutsche Natürlichkeit gemildert.» Dieser Mann gehört zu den Leuten, die seinerzeit die Nazi finanziert haben. 1941 freilich sagte er, im Hinblick auf die Zusammenarbeit mit der Partei: «Aber wir müssen doch — wir müssen doch Deutschland vor dem Bolschewismus retten! Nicht nur Deutschland. Die Welt!» Was Zuckmayer von solchen «Rechtfertigungen» hält, steht außer Zweifel. Zudem sagt er es deutlich mit der Stimme des Generals: «Retten Sie, Präsident. Retten Sie feste. Retten Sie vor allem Ihre Aufsichtsratsposten und Ihre Dividende.»

Gleichwohl wird uns dieser Präsident als ein Mann gezeigt, der viele freundliche Züge hat, der von zärtlicher Besorgnis um seine Töchter erfüllt ist und dessen Haltung einer großen Zahl von Zuschauern vermutlich sehr verständlich und nur allzu entschuldbar vorkommt.

Da sind die jungen und älteren Flieger, deren Luftsiege man feiert. Einer von ihnen, Führer einer Kampfstaffel, dessen Gesicht «von einem ungewöhnlichem Ernst geprägt ist» ist, erzählt, daß er während eines Feindfluges ein Gedicht von Matthias Claudius vor sich hin gesagt habe, und fragt, nachdenk-

lich erstaunt: «Komische Leute, die wir sind, komisch. Guernica — Coventry — und Matthias Claudius. Wie geht das nur zusammen?» Er stellt seine Frage in einer so rührenden Weise, als reiner Tor, als romantisch Träumender, daß wohl viele, die die Frage hören, ihn mitfühlend verstehen und die verderbliche Lüge, die in der Zusammenstellung von Guernica, Coventry und Matthias Claudius liegt, nicht wahrnehmen.

Die Frau des Kampfstaffel-Führers glaubt an den Nationalsozialismus, solange ihr Mann Orden und Ehrenzeichen erhält. «Uns ist das heilig», sagt sie. Nach dem Absturz ihres Gatten aber wirft die Frau dem General in den schärfsten Worten vor, daß er ein Mörder sei, da er Menschen in den Tod schicke für eine Sache, an die er nicht glaube. Die eigene Schuld dagegen sieht die Frau nicht; sie sieht nicht, daß sie selbst an eine Sache geglaubt hat, «deren Schlechtigkeit uns an jeder Straßenecke in die Augen springt». Auch diese Figur wird hier lediglich deshalb erwähnt, weil aus ihrer Darstellung auf der Bühne wohl nur für eine kleine Zahl der Zuschauer klar ersichtlich wird, wie billig und unwahr die Haltung dieser Frau in Wirklichkeit ist.

Schließlich sehen wir Einzelne, Wenige — einen Ingenieur und zwei namenlose Arbeiter —, die dem Bösen widerstreben, die durch Sabotage an der Niederlage ihres Landes mitarbeiten, weil sie erkannt haben, daß Deutschland verloren ist, wenn es in diesem Kriege siegt. Sie sind die einzigen Personen des Dramas, die durch ihr tätiges Verhalten den Teufel zu entmachten suchen. Den wirklichen Vorgängen entsprechend treten sie als Einzelne, sozusagen stumm auf; ihr Wirken vollzieht sich im Verborgenen.

Zuckmayer hat in seinem Schauspiel ein Vorkommnis abgebildet, das sich in diesen Jahren in Deutschland zugetragen haben kann. Er hat das Abbild in eine lebendige, effektvolle, bühnenwirksame Form gekleidet. Mehr als das: in «Des Teufels General» finden sich Worte, deren Schönheit unmittelbar einleuchtet und Freude macht. (Es sei hier nur an die eine Szene erinnert, in deren Verlauf der General einen jungen Offizier über die rassische Unbestimmbarkeit seiner Urgroßmutter tröstet und dabei vom Rhein als der «großen Völkermühle», der «Kelter Europas» spricht.)

Daß «Des Teufels General» großen Beifall gefunden hat, ist nicht verwunderlich. Besonders wird in den rühmenden Besprechungen die großartige Leistung Zuckmayers hervorgehoben, der von Amerika aus (denn der Autor selbst hat, anders als sein General, Deutschland als Gegner des Nationalsozialismus verlassen) die Vorgänge in Deutschland so «genau» zu schildern wußte, als ob er selber dabei gewesen wäre. Dieses Lob ist gültig, wenn man auf der Bühne nichts anderes zu sehen wünscht als die naturalistisch genaue Wiederholung irgend eines Geschehens.

Genügt dies aber? Ist es Sinn und Aufgabe des Theaters, ein zufälliger Spiegel zu sein? Wir wollen nicht so hohe Ansprüche stellen wie unsere Vorfahren, die vom Schauspiel eine «kathartische», eine «reinigende» Wirkung forderten. Doch meinen wir, daß das Schauspiel mehr sein könne und solle als ein gewöhnlicher Spiegel; wir glauben, daß dem echten, dem poetischen Schauspiel etwas von jener magischen Kraft zu eigen sei, die bewirkt, daß in ihm, statt des bloßen, zufälligen Abbildes das Sinnbild der Dinge offenbar wird und so zur Klärung, zur Entwirrung des Verworrenen beigetragen wird.

«Des Teufels General» bewirkt keine Klärung. Eher fürchten wir, daß dieses Schauspiel die Verwirrung mehre. Darum halten wir das Stück für gefährlich und sehen in dem Erfolg, der ihm zuteil wird, ein bedenkliches Zeichen.

Es ist gefährlich, einen General des Teufels so liebenswürdig, so bestrikkend, als den geübten Kenner starker und schwacher Spirituosen und als einen so charmanten Trinker zu zeichnen, daß ihn die meisten Zuschauer zwar in tragischer Schuld gefangen sehen, aber weit davon entfernt sind, seine Haltung als verwerflich und bei allem scheinbaren Mut in Wirklichkeit als feige zu empfinden. Es ist gefährlich, einen General des Teufels so in Schönheit leben, lieben und sterben zu lassen, wie der Autor es in diesem Stücke tut. Es ist schließlich auch gefährlich, einen typischen Vertreter der Offizierskaste, einen Menschen, der den Krieg zum Handwerk gewählt hat, so gütig, so menschlich, so erfüllt von Nächstenliebe zu schildern, wie dies hier geschieht, wenn man ihm gleichzeitig den Titel eines Generals des Teufels verleiht. So harmlos sind die Angestellten der Hölle nicht. Vielleicht würde Zuckmayer sehr erschrecken, wenn er gewahr würde, wieviele Bewunderer seines Schauspiels in diesem General eher den bewundernswerten und nachahmungswürdigen Helden als den Diener des Teufels erblicken.

Nicht weniger bedenklich ist es, wenn das Böse, das in Deutschland zur Macht kam, in diesem Schauspiel beinahe ausschließlich als der Partei zugehörig und (abgesehen von einem begehrlichen Mädchen in brauner Uniform) lediglich in der Gestalt des kleinen Schreck-Revisors gezeichnet wird. Es ist irrig und unwahr, wenn der gutgläubige Zuschauer aus dem Schauspiel Zuckmayers die Überzeugung gewinnt, die Partei sei böse gewesen, die Armee dagegen nicht. «Das Gemeine zulassen ist schlimmer als es tun», sagt der General. Leider hat Zuckmayer dieser Erkenntnis im Fortgang des Spiels keinen deutlicheren Ausdruck gegeben.

Wenn wir es recht sehen, besteht eine Diskrepanz zwischen der «*Absicht*» des Dramas, wie sie sich im Titel, dann aber auch in den Überschriften der

einzelnen Akte: «Höllenmaschine» — «Galgenfrist...» — «Verdammnis» kundtut, und der *Wirkung*, die es tatsächlich ausübt.

Zuckmayer hatte sich vorgenommen, den General des Teufels und seine Helfer so zu schildern, wie sie wirklich gelebt haben oder noch leben. Es lag ihm daran, eine falsche Schwarz-Weiß-Malerei zu vermeiden. In dem Bemühen, seine Gestalten «genau» zu zeichnen, sie weder im Guten noch im Schlechten zu übertreiben, ist Zuckmayer, so scheint es mir, in eine Falle gegangen: Des Teufels General hat ihn überlistet, und für einen Augenblick ist Zuckmayer selber, ohne es zu merken, zum Theaterdichter des Teufels geworden.

Eine wesentliche Erfahrung fehlt dem General des Teufels. Es ist die Erfahrung, die der Dichter Paul Claudel andeutet, wenn er rät: «De deux mots, il faut choisir le moindre». Dieses kleinere, mindere, bescheidenere und eben darum wirklichere und wirksamere Wort vermissen wir in dem Schauspiel Zuckmayers. Dieses kleinere und gewissere Wort aber tut uns heute not.

Hinweise auf neue Bücher

Sinclair Lewis, Gideon Planish oder Die Verlogenen. Ein satirischer Roman. Deutsch von William G. Frank. 427 Seiten. Steinberg-Verlag, Zürich 1946.

Dieses Buch nennt Lewis einen satirischen Roman, und mancher Leser mag sich bei der Lektüre über den beißenden Spott des scharfsichtigen Gesellschaftskritikers amüsiert haben. Ich aber vermochte wohl noch zu lachen, als ich Lewis' bekanntestes Buch: «Babbitt», den Roman des amerikanischen Spießers, las, bei «Planish» vermochte ich es nicht mehr. Vielleicht weil inzwischen zu vieles in der Welt geschehen ist, vielleicht weil man es heute verlernt hat, über die Schwächen eines Volkes zu lachen, das im Zeichen der Abrüstungsdebatten meldet, die Feuerkraft seiner Divisionen sei um das Drei- und Vierfache erhöht worden, und das gleichsam am Fließband Atombomben herstellt. Die Welt weiß heute, wie teuer der Spaß werden kann, sich über jene zu amüsieren, die gewillt sind, die Mächtigsten in der Welt zu werden. Ein Lachen, hinter dem ein Weinen lauert, vermag nicht mehr zu erheitern.

Dies hier ist die Geschichte des Gideon Planish, des Verlogenen, Ehrgeizigen, und seiner noch ehrgeizigeren, skrupelloseren Spießgesellengattin, die ihn auf seinem «Weg nach oben» zu immer größerem Tempo anstachelt, wenn er zur Besinnung zu kommen scheint, die Nichtigkeit, Unaufrichtigkeit und Schamlosigkeit seines Tuns einzusehen droht. So jagen die beiden einem trügerischen Glück nach, glauben Karriere zu machen, weil sie aus einer Kleinstadt des Mittleren Westens in das größere Chicago und von dort in das noch größere Neuyork umziehen, auch wenn die Wohnverhältnisse schlechter und die finanziellen Schwierigkeiten, trotz höherem Einkommen, nicht kleiner werden. Aber sie erreichen es, neben einem Senator auf scheinwerferbeleuchteter Bühne sitzen, mit einem Gouverneur anstoßen und mit einem Propagandamagnaten am gleichen Tisch Platz nehmen zu dürfen.

Es ist die Geschichte des Gideon Planish, des Verlogenen, der über alles und jedes spricht, ohne etwas zu sagen zu haben, nur um zu sprechen. Dessen pompöse,